

**Kinder 1945**  
**auf der**  
**„Eigenen Scholle“ in Spangenberg**



Fides Baumgart  
März 2005

Die Siedlung „Eigene Scholle“ war 1945 gerade 25 Jahre alt. Als erste Reichsheimstätten-Siedlung der Weimarer Republik war sie ab 1919 auf den Kirchwiesen vor den Toren der Stadt Spangenberg errichtet worden. Dort, wo sich heute das Gewerbe- und Industriegebiet, mehrere Supermärkte und private Neubauten ausbreiten, gab es im Frühjahr 1945 noch Wiesen und Weiden. Das erste Gebäude links der Melsunger Straße (B 487) war das mittelalterliche Siechenhaus, dann kam „Die Scholle“ mit ihren bescheidenen, in Fachwerk-Lehmbauweise errichteten Häusern, die aber alle in großen Selbstversorgergärten lagen. Außer der Dreschmaschinenhalle der Firma Herbold gab es keine Bebauung bis zum früheren Gasthaus „Zum Hindenburg“ gegenüber der Hospitalkirche. Die andere Seite der Melsunger Straße war – wie auch heute – begrenzt von der Pfieffe, dem parallel laufenden Mühlgraben und den dahinter liegenden Teichwiesen. Der Teichhof (Salzmann) und der schöne Fachwerkbau der Ziegelhütte (Entzeroth) stehen heute noch an der Einmündung der Louis Salzmann-Straße in die Melsunger Straße.

Vielleicht hatten die letzten Einheiten der deutschen Wehrmacht und vor allem fanatische „Alte Kämpfer“, die immer noch an den Endsieg glaubten, „Die Scholle“ wegen ihrer Lage weit vor der Stadt als Bollwerk auserkoren, um nicht nur das Städtchen Spangenberg, sondern auch das Reich zu verteidigen. In unserem Haus, im nach Westen gerichteten Fenster des Kinderzimmers, wurde ein Maschinengewehr installiert. Bei ersten Probeschüssen gab es bereits Risse in den Lehmwänden, und die Fensterscheiben flogen heraus. Wenn der Militärposten sein Geschütz verließ und Pause vom Krieg machte, stellte meine Mutter das Radio an und drehte ein quadratisches

Bild um, das an der Küchenwand hing. Auf der Rückseite waren Planquadrate abgebildet, deren Buchstaben und Zahlen verschlüsselt die Landkarte Deutschlands zeigten. Wenn die Musiksendung unterbrochen wurde, folgte die Durchsage „Belladonna meldet“, und ein Sprecher nannte – verschlüsselt – die Flugrouten und möglichen Ziele feindlicher Flugverbände. Meine Mutter kannte die Buchstaben- und Zahlenkombinationen auswendig: „Die wollen in den Raum Goslar“ – oder – „Gießen - hoffentlich kommen sie nicht hierher.“

**Wir** Kinder – ich war neun - spielten immer noch auf der Straße oder verzogen uns auf „die Insel“, den zwischen Pfieffe und Mühlgraben gelegenen Streifen Wildnis. Unsere Mütter waren mit dem Packen all der Dinge beschäftigt, die wir in den Felsenkeller mitnehmen wollten, vor allem auch mit dem Vergraben von Ölflaschen und sonstigen Vorräten. Die Schreibmaschine unseres Vaters tauchte erst nach etwa zwanzig Jahren wieder auf, weil meine ältere Schwester und ich uns die Stelle nicht genau gemerkt hatten, wo wir sie – in Ölpapier verpackt, Plastikfolie gab es noch nicht – eingebuddelt hatten. Meine Mutter hatte, wie die anderen Nachbarinnen auch, die Gemüsebeete bereits bestellt. Der März war so mild, dass der Blattsalat schon gepflückt werden konnte.

**In** diese Idylle platzte am Gründonnerstag die Kunde, dass die Gefangenen (englische und kanadische Offiziere) vom Schloss und aus dem Elbersdörfer Kreisgut zu Fuß und auch mit Pferdewagen auf den Weg Richtung Waldkappel geführt würden. Die Frauen befürchteten, dass Spangenberg nun angegriffen werden könnte. Meine Mutter, die wegen ihrer „defätistischen Äußerungen“ bereits ins Rathaus einbestellt gewesen war, vermittelte den Nachbarn, dass damit das

Kriegsende direkt bevorstehen würde und die Schollenbewohner unter keinen Umständen versuchen sollten, den ersten Amerikanern Widerstand zu leisten. Aber noch war es nicht soweit. Am folgenden Karfreitag hasteten auf der Melsunger Straße deutsche Soldaten mit und ohne Ausrüstung ostwärts. Ab und zu tauchten staubige Cabrios auf mit Offizieren, die irgendwelche Befehle brüllten und hin und wieder auch ihre Pistolen abfeuerten. Wir Kinder wurden verscheucht, und landeten schließlich auf der Teichwiese, die über die damals noch existierende Steinbogenbrücke am Abzweig nach Bergheim erreichbar war. So auch am Morgen des Ostersonnabends. Plötzlich wurden wir durch Tiefflieger aufgeschreckt. Um besser sehen zu können, liefen wir in die Wiese hinein und mussten plötzlich feststellen, dass auf uns Kinder geschossen wurde: Grassoden flogen hoch, die Viehweide sah aus, als ob sie sich in Wellen bewegen würde. Manche von uns sprangen voller Angst in den Mühlgraben.

Als die Tiefflieger abdrehten, konnten wir sehen, dass in einiger Entfernung ein deutscher Soldat mit einer Pistole auf sie schoss. Wir hörten Einschläge von Bomben oder Granaten in der Neustadt, Schreie und Aufregung. Nun hieß es, so schnell wie möglich nach Hause zu rennen, aus den nassen Kleidern zu kommen und dabei zu helfen, alle Siebensachen in den Felsenkeller zu schaffen.

Der Felsenkeller, ein ehemaliger Eis- und Lagerkeller unter dem Schlossberg, war den Schollenbewohnern als Luftschutzkeller zugewiesen. Bei Übungen und auch einigen Bombenalarmen hatten wir ihn schon aufsuchen müssen. Jetzt wurde es ernst. Vor allem mussten wir unsere Oma Blumenstein mitnehmen. Frau Blumenstein war seit Jahren gelähmt und ans Bett gefesselt. Ihre Enkelsöhne

Herbert (Hebbel) und Karl-Heinz (Biddel) hatten den großen Handwagen schon vorsorglich verlängert, und nun wurde Oma Blumenstein trotz ihres Protestes aus dem Haus getragen und auf eine Matratze gebettet. Wir schoben und zogen den Wagen Richtung Schlossberg, halfen auch unseren Müttern beim Gepäck und den kleineren Geschwistern und suchten Plätze möglichst in der Nähe des Luftschachtes in dem schon überfüllten Stollengang. Manche Schollenbewohner hatten bereits eine Nacht im Keller verbracht, die Luft war schlecht, und es stank abscheulich. Und dunkel war es natürlich auch. Die wenigen Kerzen verloschen schnell wieder, und Taschenlampen waren rar - glücklich, wer eine Dynamo-Taschenlampe besaß. Meine Mutter beschwor deutsche Soldaten, den Eingang (es gab keinen Ausgang, also keine Ausweichmöglichkeit) zum Felsenkeller freizumachen, sich nicht davor zu postieren, vor allem ein dort aufgestelltes Flakgeschütz abzuziehen. Aber es dauerte lange, bis die Soldaten endlich abzogen. Sie stellten ihr Geschütz 200 m unterhalb des Felsenkellereingangs erneut auf. Die Folge waren prompt der Beschuss und die Zerstörung des Hauses Küllmer auf dem Schaffhof.

**I**n den folgenden Stunden gab es mehrere Fliegerangriffe, das brüchige Muschelkalkgestein knisterte und bröckelte nach heftigen Einschlägen, Sirenen waren nicht mehr zu hören, aber immer wieder hörte man das Rasseln von Panzerketten, Motorenlärm und Schüsse. Durch den Luftschacht drang Qualm. Ich kann mich an beruhigendes Murmeln und leise Gespräche erinnern, kleinere Kinder weinten manchmal, aber es war nie laut oder bedrohlich. Und auch als sich plötzlich die ersten amerikanischen Soldaten mit vorgehaltenen Gewehren durch die Menge schoben, brach keine Panik aus. Alle - auch wir kleineren

Kinder – mussten beide Arme hoch strecken. Nach Stunden wurden wir dann aus dem Felsenkeller hinausgeschoben. Draußen erwartete uns aber keine frische Luft. Es war Nacht, und dichter Qualm lag über der Scholle. Mehrere Häuser brannten, man konnte aber nicht erkennen, welche es waren. Ich kann mich erinnern, dass ich mich zum ersten Mal fürchtete.

Je näher wir unserem Haus kamen, desto deutlicher wurde, dass es das Doppelhaus von Kochs und das von unserer Oma Blumenstein war, das lichterloh brannte. Meine Spielkameraden Karl-Heinz, Georg-Bernhard und Rudolf Koch hatten kein Zuhause mehr, und in dem Haus Blumenstein waren es die 3 Anacker-Kinder Herbert, Karl-Heinz und Ulla und drei weitere aus Kassel evakuierte Enkelsöhne, die plötzlich kein Zuhause mehr hatten. Ihre Väter waren alle noch im Krieg bzw. in Gefangenschaft, ihre Mütter standen vor dem Nichts. Frau Anacker hatte zudem die Sorge um ihre gelähmte Mutter zu tragen.

Das Haus Hoppach und die Häuser Gerth und Hupfeld brannten in dieser Nacht ab, im Haus Wicke konnte der Dachstuhlbrand noch gelöscht werden. Die langgestreckte hölzerne Remise hinter dem Siechenhaus brannte wie Zunder. Und unser Haus sah auch verändert aus: Panzer hatten das hintere Dach weggeschossen und die Hälfte des Obergeschosses zum Einsturz gebracht.

Über allem leuchtete aber eine riesige Fackel. Das Schloss brannte. Wir standen auf unserer Haustreppe und sahen, wie der Hauptturm umknickte und in einer gewaltigen Lohe in die Tiefe stürzte.

Diese Nacht verbrachten wir mit sehr vielen Menschen in unserer Waschküche. Das Haus Volkmar musste für die

Besatzungssoldaten geräumt werden, weil es ein modernes Badezimmer besaß. Frau Volkmar mit ihren beiden Töchtern und deren kleinen Kindern kam zu uns, ebenso Frau Schanze mit ihrer Enkeltochter Margot Murr und ihrer aus Pommern geflüchteten Tochter Anny Streich mit Tochter Rosemarie, und wir waren auch sechs Hausbewohner. Außer Horst Knobel, der als zwanzigjähriger, schwer kriegsverletzter Soldat bei uns lebte, dem dreijährigen Enkelsohn von Frau Volkmar, Ulrich Sander, und meinem halbjährigen Cousin Günter, waren nur Frauen und Mädchen im Keller.

Aus dieser drangvollen Enge zerrten sich ein paar amerikanische Soldaten sämtliche Federbetten heraus. Als kurz danach zwei schwarze Amerikaner in den Keller herunterkamen, befürchteten wir Schlimmstes. Sie brachten jedoch kleine Tafeln mit Schokolade für jedes Kind. Wir trauten uns nicht, davon zu essen. Einer lachte, brach eine Tafel auseinander und biss hinein. Ich sehe heute noch, wie das Silberpapier der Verpackung mit seinen weißen Zähnen im dunklen Gesicht um die Wette schimmerte.

Einige Soldaten hatten in unserem Keller Weinflaschen gefunden. Was sich offenbar schnell herumgesprochen hatte. Die Restbestände waren im Nu konfisziert. Dass der Inhalt einer bauchigen Flasche sich als Essig erwies, machte einen angetrunkenen Amerikaner so wütend, dass er mit dem Gewehrkolben auf Horst Knobel einschlug, dessen zeretzter Arm noch nicht verheilt war. Aber auch diese brisante Situation entspannte sich wieder.

Das Leben „auf der Scholle“ normalisierte sich. Viele Väter, Brüder und Söhne kehrten aus der Gefangenschaft zurück, leider nicht alle. Allein die Familie Frank hatte 4

Gefallene zu beklagen, Frau Hoppach verlor 2 ihrer Söhne, und in den Familien Schanze, Volkmar, Etzel, Löffert, Frenzel, Möller und Sinning gab es jeweils einen Gefallenen. Später stellte es sich heraus, dass auch viele Vermisste nicht mehr heimkehrten. Und das alles in unserer kleinen Siedlung.

Unser Haus wurde noch im Lauf des Jahres 1945 wiederhergestellt. Obwohl meine Familie erst seit 1930 zur Schollengemeinde gehörte, kamen uns das Wissen und die Tatkraft der damals noch lebenden ersten Siedler zugute. Hugo Sparschuh, der als leitender Polier „Die Scholle“ mit erbaut hatte, Hans Ritter, unser nächster, stets hilfsbereiter Nachbar, der Schlosser Jakob, Heinrich Freitag und viele andere, deren Namen ich nicht mehr weiß, packten mit an, so dass mein Vater, als er rund zwei Jahre nach Kriegsende aus Gefangenschaft zurückkehrte, seine Familie bereits wieder mit einem Dach über dem Kopf vorfand.

Unsere Nachbarn Annacker und Blumenstein waren in der Brandnacht in den Felsenkeller zurückgekehrt und fanden dann im Haus Holl (heute Vaupel) Obdach. Später wohnten sie – mit Oma und Opa Blumenstein – zwei Jahre lang im Siechenhaus, bis der Neubau ihres Hauses halbwegs beziehbar war. Familie Koch wohnte in dieser Zeit bei Verwandten in Elbersdorf. Alle Schollenbewohner fanden sich wieder zusammen, und der Gemeinschaftssinn – auch Schollen-Geist genannt - , der die Gründung und den Bau der „Eigenen Scholle“ getragen hatte, bewies sich nach 25 Jahren in den schwierigen Nachkriegstagen und –jahren von neuem.



## 1945 – Nachtrag 1

Eine wenig gute Erinnerung an den Umgang von amerikanischen Soldaten mit deutschen Kindern habe ich aus den Sommertagen 1945. Eine Gruppe von Jungens hatte einen Abstecher zum amerikanischen Versorgungsdepot auf der Aue gemacht. In dem Haus Bahnhofstraße 15 fiel aus der dortigen Küche oft etwas für Kinder ab. Meine Mutter hatte mir strengstens verboten, dort hinzugehen, und ich hielt mich auch daran, so dass ich den folgenden Vorfall nicht selbst miterlebt habe, ihn aber wenige Minuten danach berichtet bekam.

Zwei amerikanische Soldaten schauten aus dem Fenster über einem schrägen Schuppendach und lachten über die Jungens, die da auf Beute aus waren. Der siebenjährige Siegfried Eckel (seine Familie war in Berlin ausgebombt und lebte bei den Großeltern auf der Scholle) kletterte keck auf das Schuppendach den beiden Soldaten entgegen. Die beiden machten jedoch keine Anstalten, ihm etwas zu geben, so dass er noch weiter kletterte. Siegfried griff nach einem frei liegenden Kabel, bäumte sich plötzlich auf, wurde samt Kabel in die Luft geschleudert und verschmorte vor den Augen der anderen Kinder. Das offene Starkstromkabel sollte vermutlich Eindringlinge – auch siebenjährige – abschrecken.

Ein schwarzer GI löste die Leiche mit Baseball-Handschuhen von dem Kabel und legte sie an einem Nebengebäude am Bahndamm nieder. Ob dieser Todesfall in irgendeiner Weise dokumentiert, die Schuldfrage gestellt und geklärt wurde, weiß ich nicht.

## 1945 - Nachtrag 2

Eine Begegnung, die ich über die Jahrzehnte in Erinnerung behalten und lange Zeit gar nicht verstanden habe, will ich noch kurz schildern:

Zwei oder drei Monate nach Kriegsende setzte plötzlich ein Strom von Flüchtlingen ein. Über mehrere Tage kamen nicht abreißende Schlangen von vorwiegend jungen Menschen - viele Frauen aber auch Männer - das PfiEFFetal herunter, hasteten an Spangenberg vorbei Richtung Melsungen.

Alte Menschen waren nach meiner Erinnerung nicht dabei. Manche zogen Handwagen hinter sich her, und viele Frauen führten Kinderwagen mit sich, in denen oft nur Gepäck lag.

An einem Tag – wir spielten auf der alten Steinbrücke am Siechenhaus – scherte plötzlich eine Frau aus einem solchen Zug aus. Sie schrie immer wieder „So wartet doch auf mich!“, aber die anderen eilten weiter.

Den Grund für ihren Aufenthalt bemerkten wir schnell: Ein Rad an ihrem Kinderwagen, in dem tatsächlich ein kleines Kind lag, fehlte, und sie hatte offensichtlich den Wagen schon einige Zeit angehoben und auf 3 Rädern geschoben. Auf dem Gestänge unter dem Wagenkorb lag noch Gepäck und oben drauf ein Koffer, auf dem ein größeres Kind saß. Die Frau schien völlig aufgelöst, fluchte, weinte, und wir Schollenkinder standen drumherum.

Karl-Heinz Anacker entdeckte das fehlende Rad im Kinderwagen und fragte, ob er es wieder anbringen solle. „Kannst Du das denn?“ Unser Biddel machte sich an die Arbeit, ließ sich von mir eine Haarklemme geben, bog sie zu einem Splint und hatte das Rad im Nu fixiert. „Lange hält das nicht“, sagte er, „Sie haben zuviel Gepäck drauf.“

Ich bot der Frau an, mit zu uns nach Hause zu kommen, um dort etwas zu essen und zu trinken.

„Um Gottes Willen, Kind! Ihr dürft doch nicht hier bleiben, Ihr müsst doch auch sehen, dass Ihr über den Fluss kommt!“

Sprach 's, setzte das größere Kind wieder auf den Koffer und fädelt sich in den schnell fließenden Menschenstrom ein.

Vermutlich waren es Flüchtlinge aus den ehemaligen Ostgebieten, die bis Thüringen gelangt, dort erst einmal hängen geblieben waren und nun, nach den Grenzverschiebungen entlang der Zonengrenze, befürchteten, noch einmal von russischen Besatzern überrollt zu werden. Dass sie vermutlich die Fulda mit der Werra verwechselten, tat nichts zur Sache. Es trieb sie in den Westen.

Diese Erklärung kam mir erst fünfzehn Jahre später, als ich erfuhr, dass meine Schwiegermutter nach der Flucht aus Königsberg ebenfalls aus Angst vor der erneuten Bedrohung durch die Rotarmisten das mit ihren 4 Kindern erreichte sichere Bad Sachsa im Juni 1945 verlassen und in einem kleinen Dorf in Schleswig-Holstein von neuem Zuflucht gesucht hatte.

## Erste Nachkriegsjahre

Die Nachkriegsjahre haben wir Schollenkinder ganz gewiss anders erlebt, als dies die heutige Kindergeneration sich vorstellen kann. Es gab kaum Autos, nur wenige Familien hatten ein Fahrrad, kaum ein Kind besaß einen Roller. Das Essen war knapp, in den Gärten wurde jede Ecke für Gemüsebeete und Kartoffelanpflanzungen genutzt. Wir Kinder gingen zusammen in die Heidelbeeren, zum Ährenlesen, sammelten Fallobst an der Melsunger Landstraße, und im Herbst wurden „im Gelenkchen“ säckeweise Bucheckern gelesen. Die mussten in mühsamer Arbeit aufgeknackt werden, ehe sie zu Weihnachtsplätzchen verarbeitet oder in Höhles Ölmühle zu Öl für den Wintervorrat gepresst werden konnten. Im Wald auf dem Malsberg sammelten wir Tannenzapfen, die zum Anfeuern getrocknet wurden, und ebenfalls vom Malsberg zerrten wir im kalten Winter 1946/47 Holzstämme bis auf die Scholle. In den Häusern gab es keine Heizungen. Meistens wurden nur die Küchenherde beheizt, auf denen auch gekocht wurde.

Aber wir hatten auch Zeit zum Spielen. Im Frühling wurden Pfeifen und „Hummen“ aus Weidenzweigen geschnitzt – ich kann das heute noch -, und wir saßen dann an der Pfeiffe oder am Mühlgraben und klopfen die Rinde vom Holz. Überhaupt war ein beliebtes Spielgelände für uns Schollengeister „die Insel“. Mit Bohnenstangen schlangen wir uns über die Pfeiffe und den Mühlgraben, legten uns Steinbrücken an und wateten auch durchs oft noch kalte Wasser. Im Sommer badeten wir im Jägerbad (an der Mündung der Esse in die Pfeiffe) oder an einer großen

Wasserschleife unterhalb des Jägerbades etwa in Höhe der Bergheimer Eisenbahnbrücke.

Am Knorrenberg an der Bergheimer Straße wussten wir die besten Stellen, an denen wir Spangensteinchen finden konnten, und der Teichberg mit seinen von den Kühen getretenen Terrassen war auch ein beliebtes Spielgelände.

Abends spielten „die Großen“ auf der Straße „Völkerball“ oder „Treiben“. Wir Kleinen durften dann mitspielen, sozusagen als Ausputzer, wenn sich zwei Mannschaften mit einem Ball den Kirchwiesenbogen rauf und runter trieben. Die „Großen“ – das waren Heupels Heinz (der Butz), Freitags Heinz (der Lätsch), Herbert und Karl-Heinz Anacker (Hebbel und Biddel), Willi Blumenstein, Hilde und Herta Sparschuh und meine Schwester Ursula Jütte.

Zu uns „Kleinen“ zählten die drei Jungens von Kochs (Karl-Heinz, Georg-Bernhard und Rudolf), Horst Heupel (Hotti), Paul Ullrich, Ernst Ruppel, Elsbeth Ritter, Lenchen Hupfeld, Liesel Pressler, Röschen Streich und ich.

Dazwischen gab es noch eine mittlere Kategorie mit „Heia“ Pressler, Rudi Sparschuh, Horst Ruppel, Heinz Wedekind, Fritz Zetzmann und einigen Kindern, die nur für kurze Zeit auf der Scholle blieben. Die „ganz Kleinen“, wie Ulla Anacker, Hildchen und Günter Jakob, Roswitha Ruppel und die Enkelkinder von Sparschuhs und Hoppachs, wurden meistens mitgeschleppt und von den größeren Kindern unter einer lockeren Aufsicht gehalten. Wenn der ganze Trupp sonntags auf den Malsberg wanderte oder wenn Ostern auf der Eselswiese die Ostereier geworfen wurden, dann war das ein munterer Haufen.

In Blumensteins Scheune gab es Theater- und Zirkusaufführungen, und unter den Birken rund ums Schollendreieck wurde nicht nur Brennholz gelagert und gehackt, da wurde auch abgekocht, da wurde mit „Heibern“ (Murmeln) gespielt, da wurde gesungen und manchmal auch gestritten – da war es einfach schön auf der Scholle.

**D**ie Birken sind von der Scholle verschwunden, und leider werden auch die Fliederbäume immer weniger. Bei Bezug der Schollenhäuser wurde an jeden Garteneingang ein Fliederbusch gesetzt. Das war ein Brauch, der lange Zeit gepflegt wurde. Aber leider ist er untergegangen. Einer der ersten Fliederbäume steht noch neben der Gartentür von Anackers. Ich glaube, er hat sogar schon den Brand vor 60 Jahren überstanden. Bei Freitags und Ritters gibt es noch alte Exemplare. Vielleicht sollten wir wieder welche pflanzen!

Fides Baumgart, März 2005